

FESTAKT DER THÜRINGER LANDESREGIERUNG
ZUM TAG DER DEUTSCHEN EINHEIT
AM 3. OKTOBER 2008 IM THEATER ERFURT

GRUSSWORT DES ERFURTER OBERBÜRGERMEISTERS <i>Andreas Bausewein</i>	SEITE 2
GEDANKEN ZUM TAGE <i>Weihbischof Dr. Reinhard Hauke</i>	SEITE 3
ANSPRACHE DES THÜRINGER MINISTERPRÄSIDENTEN <i>Dieter Althaus</i>	SEITE 6
FESTREDE ZUM TAG DER DEUTSCHEN EINHEIT <i>Prof. Dr. Dr.-Ing. E.h. Gottfried Kiesow</i>	SEITE 10



Grußwort des Erfurter Oberbürgermeisters Andreas Bausewein

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Dieter Althaus, verehrter Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, sehr geehrter Prof. Dr. Gottfried Kiesow, meine sehr geehrten Damen und Herren! Ihnen allen ein herzliches Willkommen hier im Theater Erfurt!

Wenn ein Kind geboren wird, kommen jedes Jahr viele Menschen zu seinem Geburtstag. Während es in den ersten Jahren hauptsächlich die Personen sind, die über das Wohl des Kindes wachen – die Familie und Freunde der Eltern, werden in den folgenden Jahren die immer wichtiger, mit denen das Kind befreundet ist. Denn während die einen, die Alten, die sind, bei denen man sich Rat holt, sind die anderen, die Gleichaltrigen, die, die das Leben ausmachen und ausfüllen.

Heute feiern wir einen 18. Geburtstag. Das Kind »vereintes Deutschland« ist volljährig. Rückblickend auf meinen 18. Geburtstag kann ich sagen, dass natürlich meine Eltern und Großeltern geladen und wichtig waren, doch viel wichtiger als sie waren meine Freunde. Denn die Gemeinschaft und das Miteinander sind das, was zählt.

Ähnlich ist das auch heute. Das geeinte Deutschland ist volljährig. Doch schon lange hat es sich von denen, die Wegbereiter und Begleiter der Einheit waren, losgelöst. Zwar sind Gorbatschow, Kohl, Genscher und die vielen anderen politischen Wegbereiter noch immer da, aber sie sind nicht mehr präsent.

Während meine Generation noch im Bewusstsein aufwuchs, nicht weg zu können, leben das vereinte Deutschland und die erste Generation dieses geeinten Landes ohne die Grenze in den Köpfen. Für sie ist nicht mehr wichtig, wie dieses Gesamtdeutschland genau entstand. Wichtig ist einzig und allein, dass es existiert. Jeder kann leben, arbeiten und studieren wo er möchte. Ob der Lebensmittelpunkt nun an der Ostsee oder im Münsterland, in der sächsischen Schweiz oder im Ruhrpott oder aber in Erfurt, der Mitte Deutschlands, liegt, uns stehen alle Türen offen. Gesamtdeutsche Freundschaften und das Denken in gesamtdeutschen Dimensionen sind mittlerweile alltäglich und sie sind das, was dieses »volljährige Kind« ausmacht.

Trotz allem sollten wir an diesem Feiertag nicht nur mit denen zusammen sein und an die denken, die das heutige Deutschland ausmachen. Lassen Sie uns auch an die Geburtshelfer denken, vor allem aber auch an die, die den Samen für das geeinte Deutschland gelegt haben – das Volk.

Die Wende ist meiner Meinung nach der größte Glücksfall in der deutschen Geschichte. Und bestes Beispiel dafür, dass der Einzelne, der Kleine, in der Lage ist, etwas Großes zu verändern. Darum sollten wir heute an die denken, deren Wunsch nach Freiheit so groß war,

dass sie keine Repressalien scheuten. Dank des ungeheuren Mutes vieler tausend Menschen, die zuerst in Leipzig und dann in allen größeren Städten der ehemaligen DDR auf die Straße gingen und Freiheit forderten, konnte es Freiheit erst geben. Was kein Politiker zuvor hatte schaffen können, schaffte das »einfache Volk« – die kleinen Räder in diesem großen Getriebe.

Diese Gewissheit, etwas ändern zu können, wenn man es nur wirklich möchte, war einer der Gründe dafür, dass ich unmittelbar nach der Wende in die SPD eintrat. Freilich hat das Wirken in einer Partei andere Dimensionen, doch die basisorientierte Arbeit und die Berücksichtigung der Interessen der Einzelnen waren das, was mir imponierte. Und auch wer sich nicht in einer Partei organisierte, war in den Jahren nach der Wende zumindest politisch interessiert.

Dieses Interesse vermisse ich heute vielfach. Nicht nur die jungen Menschen sind politikverdrossen, auch viele ältere Bürgerinnen und Bürger tragen den Gedanken in sich, sowieso nichts ändern zu können. Das stimmt mich sehr traurig. Denn der Beweis, dass dies möglich ist, ist gerade mal 18 Jahre alt. Und was sind 18 Jahre auf ein ganzes Leben gerechnet?

Nicht viel.

Darum lassen Sie uns heute nicht nur feiern! Halten Sie heute und in Zukunft die Erinnerung an die Wendejahre Deutschlands wach.

Machen Sie sich und anderen bewusst, dass jeder einzelne etwas bewegen kann. Und vor allem erzählen sie Ihren Kindern und Enkelkindern von Ihrem Leben auf der einen oder auf der anderen Seite der Mauer, von den negativen genauso wie von den positiven Seiten, von der Stimmung, die damals die Menschen erfasste und von der Möglichkeit, etwas bewegen zu können.

Vielen Dank.

Gedanken zum Tage Weihbischof Dr. Reinhard Hauke

Der Messwein war eine große Kostbarkeit, denn es muss ja reiner Wein sein, ohne Zusätze und am besten mit der eidlichen Versicherung eines Winzers. Als Ministrant und Küster musste ich besonders darauf achten, dass von dieser Kostbarkeit nichts verloren ging, auch schon vor der Heiligen Messe. Der Messwein kam aus Afrika oder Griechenland, »Oinos Chrysostomos« hieß er zum Beispiel. Er wurde abgezählt den Pfarrern durch den Bischof ausgehändigt. Wenn der Pfarrer sehr sparsam war, konnte auch mal eine Flasche für den Abend mit den Mitarbeitern der Pfarrei übrig bleiben. Diese Zeiten sind Gott sei Dank vorbei. Wir können vermehrt auch die heilige Kommunion unter beiderlei Gestalten in den Gottesdiensten reichen, denn Qualitätswein mit Prädikat oder Wein mit noch besserer Qualität bekommt man heute in jedem Supermarkt. Die Wende vor 18 Jahren hat es uns leichter gemacht, Gottesdienst zu feiern, wie wir es in Erinnerung an die Feier Jesu im Abendmahlssaal schon immer tun wollten.

Beim Tod meines Onkels in Wolfenbüttel wurde der Antrag auf Mitfeier seiner Bestattung für meine Mutter, was die Schwester des Verstorbenen war, verwehrt. Das geschah ohne Begründung, d. h. es war ja alles zum Schutz der Bürgerinnen und Bürger der DDR gedacht – so die scheinheilige Begründung in den öffentlichen Verlautbarungen damals. Unmenschliche Entscheidungen sollten wir verstehen! Welchen Schaden hätte die Mutter bei der Beerdigung ihres Bruders nehmen können? Ich bin froh, dass es heute diesbezüglich keine Fragen mehr gibt und ich keinen Antrag stellen muss, wenn ich in Wolfenbüttel oder anderswo bei der Beerdigung eines Verwandten oder Bekannten dabei sein möchte. Ich Sorge mich eher heute darum, dass Tod und Trauer vielfach keine Kultur mehr haben.



Ich sehe darin bis heute eine Herausforderung an die Kirchen, hier zu einer neuen Kultur beizutragen, die ihre Wurzeln im Glauben an die Auferstehung Christi hat. Heute um 15.00 Uhr war wieder das monatliche Totengedenken in der Allerheiligenkirche. Ein kleiner Versuch in dieser Richtung.

Als ein Freund von mir 1983 in Osnabrück zum Priester geweiht wurde, stellte ich den Antrag auf Besuch in der Bundesrepublik. Der Mitarbeiter im Volkspolizei-Kreisamt in Jena wusste nicht, was eine Priesterweihe ist. Ich erklärte ihm: Das ist mehr als Taufe! Die Nachfrage durch ihn bei der nächsthöheren Dienststelle ergab: Priesterweihe kennen wir nicht! Also gab es keine Besuchserlaubnis. Meine Mutter als Rentnerin mit Reiseerlaubnis musste mich dort vertreten. Es kann schon sein, dass auch heute bei einer offiziellen Behörde in Jena nicht alle wissen, was eine Priesterweihe ist, aber es besteht die Möglichkeit, bei Wikipedia oder Google nachzuschauen, und wir selbst bemühen uns, davon zu erzählen, wie in der letzten Woche anlässlich einer Diakonenweihe in der Filialgemeinde St. Martini ganz hier in der Nähe. Wir können in der Öffentlichkeit erzählen, was uns

Christen wichtig ist! Das gab es bis vor 18 Jahren nicht, und ich bin sehr dankbar für die Veränderung.

Meinen ersten Besuch beim Papst konnte ich im Jahr 1992 machen. Papst Johannes Paul II. gab ich die Hand und er erkundigte sich über mein Herkommen. Erfurt war ihm bekannt und er fragte mit einem verschmitzten Lächeln, ob er denn den Antrag auf Selbständigkeit und Gründung eines Bistums Erfurt genehmigen solle. Ich bejahte natürlich kräftig und der Papst erfüllte unseren Wunsch im Jahr 1994. Am 10. November 2006 konnte ich mit Bischof Joachim Wanke an einer Privataudienz anlässlich des Ad-Limina-Besuchs in Rom bei Papst Benedikt teilnehmen. 20 Minuten Gespräch mit einem Mann, dessen Worte und Bewegungen von einer Vielzahl der Menschen beobachtet werden. Gütige und wache Augen und ein großes Wissen mit viel Weisheit war meine Erfahrung im Gespräch mit dem Papst. Wenn auch manche Thüringer kürzlich zu verstehen gaben, dass sie auf einen Besuch des Papstes in Thüringen keinen gesteigerten Wert legen, so ist er doch für mich und viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche ein Zeichen Gottes in dieser konkreten Zeit, in der Klarheit in den Aussagen des Glaubens gefordert ist und so viele Brücken gebaut werden müssen – zwischen den Völkern und auch Religionen und Konfessionen. Das darf nicht in Euphorie geschehen, sondern muss mit Zuversicht und Klugheit erfolgen. Der Dienst des Papstes ist deshalb nach meinem Empfinden für diese Aufgabe unerlässlich.

Die Kirche in Afrika, Australien und Amerika konnte ich in diesem Jahr kennen lernen. Sicherlich war es immer nur der Ausschnitt einer größeren Realität, aber es wurde mir deutlich, wie groß und unterschiedlich Kirche ist. Das Reisen zum gegenseitigen Kennenlernen ist heute fast nur noch ein Problem der Finanzen. Weltkirche ist für mich aber ein Modell für die Verständigung aller Völker auf dem Globus, und ich erkenne, dass es eine Einheit in Vielheit sein kann, die von der gegenseitigen Hochachtung geprägt ist. Die Probleme der Weltkirche wurden mir vor zwei Wochen in Rom beim Treffen der 110

neuernannten Bischöfe aus aller Welt noch tiefer bewusst. Der Weihbischof von Odessa hat andere Sorgen als der Bischof von Belfast, und der Weihbischof von Münster erfährt Kirche anders als ich. Und dennoch gehören wir zur einen Kirche, die ich nach der Wende nun viel besser erfahren und mit in mein Gebet nehmen kann.

Die Wende hat aber auch neue Fragen mit sich gebracht. Wie können wir Gemeinden am Leben erhalten, wenn in den Eichsfelddörfern die jungen Familien wegziehen, weil es keine Arbeit gibt? Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand haben keine ausreichende Anzahl an Kandidaten mehr. Es fehlen die Kleingruppen der Gemeinde, in denen Kirche ein konkretes Gesicht bekommt. Das Thema der Drogenabhängigkeit ist ein Thema, das bis in unsere Gemeinden und sogar in die Ausbildung seelsorglicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hineinreicht. Und ich entdecke weiterhin die Gefahr der Vereinzelung und gegenseitigen Entfremdung. Es kann durchaus geschehen, dass in aller Öffentlichkeit eine Ordensschwester am Anger in Erfurt geschlagen wird und niemand eingreift, d. h. der Täter unerkant verschwinden kann. Ist die Angst der Menschen so groß, dass sie die Unmenschlichkeit gegenüber anderen in Kauf nehmen? Wie wichtig sind hier Menschen mit Rückgrat, die für die Gerechtigkeit eintreten – ohne Furcht und Zagen!

Mein Dank für die Veränderung vor 18 Jahren ist aber größer als alle Sorge wegen der Probleme in heutiger Zeit. Kirche wird sich verändern, wie sich auch Gesellschaft verändert. Aber das Evangelium wird weiterhin seine Bedeutung haben und kann Richtschnur sein auf dem Weg unseres Volkes. Ich wünsche mir in Thüringen auch im Jahr 2009 günstige Bedingungen für die Verkündigung des Evangeliums, wenn ich auch weiß, dass der Glaube lebendig sein kann, wenn er sich verbergen muss. Im Bistum Erfurt wollen wir »den Himmel offen halten« – so lautet ein seelsorglicher Schwerpunkt in der nächsten Zeit. Geöffnet wurde er schon vor 2000 Jahren durch die Frohe Botschaft Jesu Christi. Weitergegeben wurde diese Botschaft in

unserem Thüringer Land durch Männer wie Bonifatius und Meister Eckhart. Und auch Martin Luther sei hier genannt, der im Augustinerkloster als Mönch über das Gotteswort nachgedacht hat und im Coelicum der Theologischen Fakultät von seinen Erkenntnissen Zeugnis gegeben hat. Jedoch auch Frauen wie Elisabeth und Paulina seien genannt, die zu ihrer Zeit in Wort und Tat von der Bedeutung Gottes Zeugnis abgelegt haben. Wer den Menschen in Thüringen Gutes tun will, muss auch um die Ermöglichung der Weitergabe des Evangeliums bemüht sein, was im Bundes- und Landesgesetz zwar verankert ist, aber manchmal doch auf Unverständnis stößt. Ich sehe aber mit Optimismus in die Zukunft. Unser Volk ist durchaus lernfähig. Das hat es in den 18 Jahren bewiesen.

Mein Gebet heute lautet: Gott schütze unser deutsches Volk vor allem, was ihm an Leib und Seele schaden kann, und er schenke allen Menschen guten Willens den offenen Himmel.



Ansprache des Thüringer Ministerpräsidenten Dieter Althaus

Sehr geehrte Frau Prof. Schipanski, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Europäischen Parlament, dem Deutschen Bundestag und dem Thüringer Landtag, sehr geehrter Herr Präsident des Thüringer Verfassungsgerichtshofes, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Kabinett, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Bausewein, sehr geehrter Herr Bischof Dr. Wanke, sehr geehrter Herr Landesbischof Prof. Dr. Kähler, sehr geehrter Herr Nossen, lieber Herr Weihbischof Dr. Hauke. Und ganz besonders lieber Herr Prof. Dr. Kiesow und auch liebe Frau Kiesow. Ich grüße auch herzlich die etwa 80 Schülerinnen und Schüler aus Erfurter Gymnasien, die heute hier sind. Liebe Festgäste!

Ich danke herzlich dem Oberbürgermeister für seinen Gruß. Und ich danke dem Herrn Weihbischof für seine nachdenklichen Worte.

Ich danke besonders dem Philharmonischen Orchester Erfurt. Die Prometheus-Sage passt hervorragend zum Tag der Deutschen Einheit. Ihr Inhalt sind letztlich die Menschen, die sich von ihren Fesseln und Beschränkungen befreien und an ihren Herausforderungen wachsen. Also eine wunderbare Eröffnung für diesen 18. Geburtstag unseres Landes.

Lieber Herr Professor Kiesow, wir freuen uns sehr, dass Sie hier sind. Ich will es so formulieren: als Denkmalschützer Nr. 1, der lange Beziehungen zu Thüringen hat – nicht erst seit der Wiedervereinigung. Wenn wir heute den 18. Geburtstag des wiedervereinigten Deutschlands feiern, eben die sinnbildliche Volljährigkeit, dann erinnern wir an den 3. Oktober 1990. Der Kanzler der Deutschen Einheit, Helmut Kohl, hat an diesem Tag an die ganze Welt die Botschaft versandt: »Mit dem heutigen Tag ist das deutsche Volk in Frieden und Freiheit wiedervereint.«

Es ist gut, dass heute an vielen Stellen, so wie in Hamburg für ganz Deutschland, an 1989/90 erinnert wird, denn die Menschen in Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg und auch Berlin haben viel einzubringen in Deutschland: Erfahrung aus der Teilung, Erfahrung aus der Diktatur. Sie haben die Geschicke selbst in die Hand genommen, sich beteiligt, den Umbruch mit friedlichen Mitteln erkämpft, die Freiheit aus eigener Kraft gewollt und dann auch möglich gemacht. Das ist ein Geschenk, von dem viele kaum zu träumen gewagt hätten. Und das einige sogar abgelehnt haben. Gerade an einem Jahrestag wie heute sollten wir uns bewusst machen: Der Jubel und die Freude, die die Wiedervereinigung brachte, hatten damals und haben heute ihre Berechtigung.

Anfang der Woche war ich mit einer großen Wirtschafts- und Wissenschaftsdelegation zu Gast in Korea. Ein Land, das bis heute geteilt ist: Südkorea in exzellenter, freiheitlicher und demokratischer Verfas-

sung, Nordkorea in Unfreiheit. Die Menschen leben dort in bitterer Armut, man befürchtet eine neue Hungersnot. Das gibt es noch auf unserer Welt, wo sich doch der Freiheits- und Friedenszug 1989/90 so kräftig in Bewegung setzte, in Europa die Grenzen hoffentlich ein für allemal aufbrach. In Deutschland und ganz besonders in den jungen Ländern schauen wir deshalb mit großer Dankbarkeit auf das zurück, was möglich geworden ist: ein Wiederaufbau, ein Neuaufbau, von der Diktatur zur Demokratie, von einer sozialistischen Planwirtschaft zu einer weltweit erfolgreich agierenden sozialen Marktwirtschaft. Jeder weiß, wir hatten keine Vorläufer, es gab keine Anleitung, sondern nur die Erfahrung im Alltag.

Es bleibt eine Aufgabe, die Wiedervereinigung weiter zu gestalten, aber der Weg, der hinter uns liegt, muss uns optimistisch stimmen. Deutschland hat mit diesem Weg ein beispielloses Zeichen gesetzt: Es ist möglich, in Frieden, es ist möglich, in einer gemeinsamen Solidaritätsaktion, aber vor allen Dingen auch durch persönliche Kraftanstrengung viel zu erreichen. Der enorme Leistungswille gerade vieler Thüringerinnen und Thüringer und derer, die zu uns gekommen sind, hat neue Strukturen geschaffen. Gerade das müssen wir einbringen in Europa und in die Welt, die ja immer enger zusammenwächst, wo die Möglichkeiten für den Einzelnen kaum noch durch nationale Grenzen oder überhaupt durch politische Grenzen eingeschränkt sind. Und wenn wir heute in der Mitte Deutschlands, in der Mitte Europas sowohl als Kulturland wie als Wirtschaftspartner international anerkannt sind, wenn unser kulturelles Erbe wieder sichtbar wird und wenn Neues hinzukommt, dann ist das auch eine große Chance für das 21. Jahrhundert.

Denken Sie an unsere Industrie: Sie ist auf einem Erfolgskurs. Die Exportquote wächst kontinuierlich, die Unternehmen setzen auf Internationalität und Innovationsfähigkeit. Ein Beispiel ist die Photovoltaik-Branche, wesentlich für das 21. Jahrhundert. Energie wird eine der existenziellen Fragen sein. Oder die gute Entwicklung auf dem

Arbeitsmarkt. Natürlich sind 10,2 Prozent Arbeitslosenquote immer noch zu hoch. Oder unser Bildungssystem: Es gehört zu den vier besten in ganz Deutschland. Wir haben verlässliche Betreuungsangebote für Kinder. Oder die Kulturausgaben, die Ausgaben für den Denkmalschutz mit einbeziehen, wir liegen auch da an der Spitze in Deutschland. Wir leben in einem Land, das sicher ist. Gott sei Dank, denn Freiheit braucht Sicherheit. Die Menschen müssen bei uns ein Zuhause haben, sich wohlfühlen. Heimat ergibt sich nicht nur aus Geschichte, sondern vor allen Dingen aus der Gegenwart, die ich selbst gestalte.

Diese Liste lässt sich fortsetzen. Sie macht deutlich, unsere Bilanz ist beachtlich, auf sie dürfen die Menschen stolz sein. Und selbst die allergrößten Pessimisten und Nörgler können diese Erfolge nicht bestreiten. Was wir in den vergangenen Jahren gemeinsam erreicht haben, kann man besonders beim Denkmalschutz sehen. Die maroden Innenstädte und Dörfer, viele zerstörte Dächer auf Kirchen und Schlössern, einsturzgefährdete Burg- und Klosterruinen, all das ist uns noch sehr bewusst. Es ist ein einzigartiger Aufholprozess in den letzten 18, 19 Jahren möglich gewesen.

Ein besonders eindruckliches Beispiel ist hier in der Nachbarschaft das Andreasviertel. Die Erfurterinnen und Erfurter wissen, wie es um dieses Viertel im Jahr 1989 bestellt war. Wer damals durch die Pergamentergasse und Michaelisstraße gegangen ist, wusste, dass hier der Abriss drohte, dass die historische Bausubstanz ein für allemal verschwinden sollte, und dass am Ende eine Schnellstraße gebaut werden sollte. Heute ist das Andreasviertel wie die meisten der etwa 30.000 Baudenkmäler in Thüringen gerettet: Burgen, Schlösser, ehemalige Adelssitze, Kirchen, Residenzen, historische Orgeln, aber auch Wohnhäuser. Das alles trägt zur besonderen Attraktivität Thüringens bei. Historische Bausubstanz, die einzigartig ist und die Zukunft hat. Und dass dies gelungen ist, ist nicht nur der öffentlichen Hand zu verdanken, sondern vor allen Dingen auch dem privaten,

bürgerschaftlichen Engagement, das die Deutsche Stiftung Denkmalschutz immer wieder fördert und unterstützt. Die Stiftung hat in Thüringen seit 1991 mehr als 30 Millionen Euro für die Sanierung besonders bedrohter Denkmäler zur Verfügung gestellt. Dafür darf ich auch Ihnen, lieber Herr Professor Kiesow, persönlich ganz herzlich danken, weil Sie schon seit den 80er Jahren ein besonderes Interesse an Thüringen hatten und seit 1989/90 die Chance kräftig genutzt haben. Herzlichen Dank Ihnen und der Stiftung! Bürgerschaftliches Engagement braucht Freiheit. Wo der Geist der Unfreiheit herrscht, wird oft auch jedes bürgerschaftliche Engagement im Keim erstickt. So wie die Freiheit ist auch eine stabile Wirtschaft eine wesentliche Voraussetzung für einen funktionierenden Denkmalschutz.

Der große Kunsthistoriker Georg Dehio hat einmal gesagt: »Wir konservieren ein Denkmal nicht, weil wir es für schön halten, sondern weil es ein Stück unseres nationalen Daseins ist. Denkmäler schützen heißt nicht Genuss suchen, sondern Pietät üben.« Denkmalschutz ist eine Frage der Ehrfurcht, des Respekts und der Würdigung der eigenen Geschichte. Deshalb ist es wichtig, dass wir uns der Vernachlässigung, der Verwüstung, zum Teil der Verachtung der Baudenkmäler vor 1989 bewusst sind. Es ist traurig, dass die DDR-Wirklichkeit von einigen verklärt wird, dass 19 Jahre nach der Maueröffnung häufig Unwissenheit über die dramatische Situation in der DDR vorherrscht. Die DDR war kein Sozialparadies, sondern ein Unrechtsregime.

In diesem Sommer hat der Forschungsverbund SED-Staat an der Freien Universität Berlin eine Studie über das DDR-Bild von Schülern herausgegeben. Die Ergebnisse haben zu Recht deutschlandweit Bestürzung hervorgerufen: Ostdeutsche Schüler, so die Studie, loben mit breiter Mehrheit die »soziale Seite« der DDR und nur noch eine knappe Mehrheit der westdeutschen Schülerinnen und Schüler bezeichnet das Regime als eine Diktatur. Wissen ist gefragt, wir müssen als Erwachsenen-Generation historische Wahrheiten auch als

solche darstellen. Deshalb wollen wir das Jahr 2009 als »Jahr der Demokratie« nutzen. Ein Jahr, bei dem wir besonders viele Chancen haben, daran zu erinnern, welche Aufstiege, aber auch welche Niedergänge im 20. Jahrhundert in Deutschland Demokratie geprägt, aber auch Diktatur und Unkultur gefördert haben. Wir denken an 90 Jahre Weimarer Reichsverfassung, wir denken an 60 Jahre Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, wir denken an die friedliche Revolution und wir denken am Ende auch an den Fall des Eisernen Vorhangs – zum 20. Mal. Das sind geschichtsträchtige Ereignisse, Meilensteine der Demokratieentwicklung in Deutschland. Das muss genauso vermittelt werden wie die dunklen Kapitel der deutschen Geschichte, denn Freiheit und Toleranz haben am Ende gesiegt, Gott sei Dank! Wir dürfen stolz sein darauf. Es muss uns aber ebenso auch motivieren, die Zukunft anzupacken und uns den Herausforderungen zu stellen.

Letztlich waren die friedliche Revolution und die Wiedervereinigung Kraftakte, für die uns viele in der ganzen Welt auch heute noch bewundern. Vor wenigen Stunden konnte Thüringen in der Deutschen Botschaft in Japan mit über 1.500 Gästen aus Japan, aber auch aus der ganzen Welt den 3. Oktober feiern – aufgrund der Zeitverschiebung vor unserer Veranstaltung. Dort wird die Leistung, die in Deutschland erbracht worden ist, gerade gewürdigt und mit Hochachtung gesehen. Die Lebensleistung der Thüringerinnen und Thüringer ist von großer Bedeutung: Wir haben viele Impulse in die Wiedervereinigung eingebracht. Es ist weit mehr als das Ampelmännchen, das häufig genannt wird.

Der französische Philosoph Auguste Renan hat einmal »Nation« definiert als »eine große Solidargemeinschaft, die durch das Gefühl für die Opfer gebildet wird, die erbracht wurden und die man noch zu erbringen bereit ist«. Sie lässt sich zusammenfassen durch »den klar ausgedrückten Willen, das gemeinsame Leben fortzusetzen«. Das ist genau das, was wir erlebt haben, ist aber auch genau das, was uns

heute für die Zukunft motivieren muss. Wir haben es kürzer gesagt im Jahr 1989: »Wir sind ein Volk«. Das war damals der Ruf hier in Erfurt und an vielen anderen Stellen in Thüringen und in der damaligen DDR. Es kommt jetzt darauf an, dass wir diese Erfahrung auch mit Selbstbewusstsein in die deutsche Debatte immer wieder einbringen.

Ich darf uns wünschen, dass wir die Probleme, die wir heute zu bewältigen haben, nicht kleinreden, aber dass wir uns motivieren las-

sen aus der Erfahrung, eine wichtige Phase deutscher Geschichte aktiv und erfolgreich gestaltet zu haben, eben die Deutsche Einheit.

Ich schließe mit einem wunderbaren Goethe-Spruch, der auf der großen Glocke in der Deutschen Botschaft in Tokio alle Gäste grüßt. Er passt zum Tag der Deutschen Einheit: »Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt.« Das möge für alle Zeiten auch für Deutschland gelten!





Festrede von Prof. Dr. Dr.-Ing. E.h. Gottfried Kiesow

44 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde 1989 die Teilung Deutschlands unterschiedlich gewertet. Während die Bundesrepublik die in der Präambel des Grundgesetzes vom 23. Mai 1949 verankerte Einheit Deutschlands weiterhin politisch anstrebte, hatte die DDR dieses zunächst ebenfalls verfolgte Ziel seit dem Mauerbau 1961 stillschweigend aufgegeben. Der Text ihrer Nationalhymne mit der Formulierung »Deutschland einig Vaterland« wurde zwar beibehalten, aber nicht mehr gesungen.

Die politische Trennung wirkte sich auf die Menschen beiderseits des Eisernen Vorhangs unterschiedlich aus. Die überzeugten Kommunisten sahen im engen Anschluss an die Sowjetunion ihre Zukunft, die Hoffnungen der anderen schwanden mit der Dauer der Teilung auch im Westen, dort vor allem bei den Bürgerinnen und Bürgern, die keinerlei Erinnerungen, freundschaftliche oder familiäre Bindungen zum östlichen Teil unseres Vaterlandes hatten. So schritt

die – von der DDR beabsichtigte – Entfremdung zwischen beiden Teilen immer weiter fort. Sie äußerte sich auch immer mehr in der Sprache, in die im Westen zunehmend Anglizismen einfließen, im Osten die Worte eine andere Bedeutung erhielten, wie z. B. in der Denkmalpflege das Wort Rekonstruktion.

Auch geographische Kenntnisse schwanden: Meine Studenten wussten nicht, wo das Eichsfeld liegt, dazu das Erlebnis bei einem Kongress in Aachen, wo ein Ureinwohner meinte, Hannover läge bereits in der DDR, ich selbst wunderte mich bei meinem ersten Besuch in Bautzen, dass es auch dort eine Spree gibt. Dabei lebte ich nach der Flucht aus Ostpreußen bis Mai 1950 in der DDR, die ich wegen meiner politischen Aufmüpfigkeit zwei Wochen vor dem mündlichen Abitur auf Weisung der SED verlassen musste. Seitdem war ich stets ein Wanderer zwischen den geteilten Welten von Ost und West, innerlich so richtig keiner zugehörig. Aus drei Gründen war die Teilung Deutschlands für mich besonders schmerzlich:

Eine völkerrechtliche Anerkennung der DDR hätte für mich die Folge gehabt, dass mein Vater, mein Bruder, alle anderen Verwandten und Freunde, die weiterhin in der DDR lebten, zu Ausländern geworden wären.

Als Kunsthistoriker litt ich unter der Teilung, weil mir die Backsteingotik verschlossen war, die politische Teilung wurde mehr und mehr zu einer kulturellen; der von mir so bewunderte Peter Schreier zum Beispiel war ein herausragender Sänger der DDR.

Nachdem meine DDR-Flucht verjährt war, nutzte ich jede Gelegenheit, nach »drüben« zu reisen, dienstlich zuletzt 1962, als uns zum letzten Mal eine gesamtdeutsche Tagung der Denkmalpflege genehmigt wurde, der erste Teil in Hessen, der zweite Teil in Erfurt. Damals lernte ich Rudolf Zießler kennen und schätzen, nach der Wiedervereinigung sind wir Freunde geworden. Die gemeinsame Tagung war nur möglich durch die Beteiligung von Denkmalpflegern aus ande-

ren europäischen Ländern wie der Schweiz, den Niederlanden, aus Österreich, Italien und Dänemark, denn die DDR buhlte wegen ihrer angestrebten völkerrechtlichen Anerkennung um ausländische Kontakte.

Wir wohnten im Hotel Stadt Erfurt, damals noch im alten Zustand vor der Renovierung für den späteren Aufenthalt der beiden Willi, aber schon mit »Weltniveau«, in jedem Zimmer ein Fernsehapparat. Unvergessen der festliche Empfang in Schloss Molsdorf mit einem Büffet auf Weltniveau (Waldorfsalat!) und der Rede unseres Kollegen Meischke. Er gab der Hoffnung Ausdruck, dass Deutschland bald vereinigt würde, damit die ausländischen Denkmalpfleger sich oft mit den ostdeutschen begegnen könnten. Das war dann nur noch bei Kongressen außerhalb Deutschlands möglich, und dort erschienen nur die Kollegen aus dem Reisekader.

Privat nutzte ich jede Möglichkeit eines Besuchervisums bei meinem Vater, Pfarrer in Hohenhenningen/Altmark, und meinem Bruder, Theologe an der Universität Rostock. So blieb ich bis heute ein Wanderer zwischen Ost und West und werde deshalb meine Rede ganz aus dem persönlichen Erlebnis halten. Trotz aller Sonntagsreden glaubte im Westen niemand mehr an die Wiedervereinigung, ich selbst hatte auch die Hoffnung aufgegeben.

Wie schmerzlich war es für mich, bei einer Fachtagung über das Westportal des Domes in Meißen den sächsischen Kollegen keine reale Chance für das Ende der Teilung nennen zu können. Blieb nur die Möglichkeit der Annäherung beider Staaten zu nutzen, von der DDR aus rein wirtschaftlichen Zwängen akzeptiert. Meine vorge-setzte Ministerin Dr. Vera Rüdiger hatte gute Kontakte zur Ständigen Vertretung der DDR in Bonn, da sie auch Bundesratsministerin war und dort häufig Kunstausstellungen organisierte. Ich schlug ihr den Versuch vor, einen Vertrag zur ständigen Zusammenarbeit der Denkmalpflege Hessens mit den Bezirken Erfurt, Suhl und Gera ab-

zuschließen, um Besuchsreisen auch denjenigen thüringischen Kollegen in Hessen zu ermöglichen, die nicht zum Reisekader gehörten. Zur Begründung wollten wir die beiderseitigen Vorteile anführen, weil wir von der DDR- Denkmalpflege auf den Gebieten Gartendenkmalpflege und Glasmalerei lernen, diese wiederum von uns von den naturwissenschaftlichen Methoden zur Steinkonservierung profitieren könnten. Die Verhandlungen sollten in Erfurt stattfinden, immer noch Sitz der thüringischen Denkmalpflege. Meine Ministerin wollte in Weimar im »Elefanten« wohnen, wurde aber zu ihrem Ärger wegen der kurzfristigen Bevorzugung einer russischen Gruppe in letzter Minute in das Hotel Erfurter Hof umquartiert, Ostberlin wollte ihr wohl auf diese Weise klarmachen, welche geringe Bedeutung für die DDR-Regierung ihr Aufenthalt hatte. Ich war froh über den Wechsel in das mir bereits vertraute Erfurter Hotel, in dem ich noch sehr oft Gast sein sollte, was ich damals nicht ahnen konnte.

Die Reise 1986 wurde aber zur Enttäuschung meiner Ministerin als private eingestuft, es begegnete uns deshalb stets die zweite Garnitur der Verantwortlichen. So war zu meiner Freude Rudolf Zießler als der unpolitische Stellvertreter für den Leiter der Arbeitsstelle Erfurt Schoder unser Ansprechpartner. Auf Bezirksebene war es Dr. Ohse, im Rat des Bezirkes für Kultur zuständig, gebildet und sympathisch und unserem Anliegen gewogen. Unsere Delegation wurde nur zu den Denkmälern und durch die Straßen geführt, die einigermaßen in Ordnung waren. Rudolf Zießler riet uns, offen nur unter freiem Himmel oder in Kneipen mit hohem Geräuschpegel zu reden, da das Hotel total verwandt sei. Er gab mir auch die Straßen in Erfurt an, wo der schleichende Verfall der historischen Bausubstanz deutlich zu sehen sei. Um meiner Ministerin die Augen zu öffnen, führte ich sie nach Ende des offiziellen Programms in der einbrechenden Dunkelheit in das Quartier zwischen Marstall-, Meister-Eckehart- und Paulstraße und Lange Brücke sowie in das Andreasviertel mit der Pergamentergasse. An einem Haus lasen wir auf einem Stück Pappe: »Abbruchkommando, bitte klingeln, hier wohnen noch Menschen«.

Es begleitete uns bei der Reise ein ZDF-Fernsehteam, das schon seit sieben Jahren bei der DDR-Regierung in Ostberlin akkreditiert war. Der Kameramann zeigte mir unsere beiden ständigen Begleiter des Stasi, die auf einer Bank am Bahnhof auf unsere Abfahrt nach Naumburg warteten. Als ich nach dem Beweis fragte, dass es sich nicht um harmlose Bürger handele, richtete er die Fernsehkamera auf sie und meinte, wenn sie jetzt winken, sind es zwei normale Erfurter, wenn sie die Zeitung vor das Gesicht halten, die Stasileute. Letzteres war dann der Fall und wir merkten uns die beiden bezüglich Gestalt und Kleidung. In Naumburg sahen wir sie dann in der Fußgängerzone – damals Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft genannt – wieder, und zwar vor einem Geschäft für Umstandsmode und Babykleidung. Als ich meiner Ministerin die Herren zeigte und erklärte, was für ständige Begleiter sie habe, zweifelte sie, obwohl ich darauf hinwies, dass Männer zwar gern vor Fotoläden und Handwerkerbedarf, kaum jedoch vor Babykleidung stehen würden. Als dann Frau Dr. Rüdiger auf dem Marktplatz Einwohner aus Naumburg in ein Gespräch verwickelte, ich sie danach beim Weitergehen bat, sich umzudrehen, konnte sie erkennen, wie die beiden die Naumburger wegen ihres Kontaktes zu einer bundesdeutschen Politikerin ansprachen. Da war sie von der Richtigkeit unserer Behauptung überzeugt und ließ in der Folge auch erkennen, dass sie von der Art ihrer Begleiter Kenntnis hatte. Diese versteckten sich nun auch nicht mehr, sondern hielten im Dom die Hand vor die Fernsehkamera, als diese auf einen Altar in schlechtem Zustand gerichtet war.

Man wollte uns auch nicht von der HO-Gaststätte am Altstadtrand zu Fuß durch die Stadt zum Dom gehen lassen, doch bat ich die Ministerin, darauf zu bestehen, mit dem Hinweis, sie brauche nach dem vielen Sitzen wegen ihres Bandscheibenleidens die Bewegung. So konnte ich ihr in den Seitenstraßen den Verfall der historischen Bebauung zeigen. Die ideologische Durchdringung der Geschichte ganz aus der Sicht der SED wurde ihr bei der Besichtigung des KZ Buchenwald deutlich, wo nur Kommunisten als Opfer und Initiatoren

des Aufstands genannt waren, nicht jedoch französische Resistance-Kämpfer und andere Gegner des Nationalsozialismus wie der Sozialdemokrat Rudolf Breitscheid, was sie besonders ärgerte.

Unsere Reise hatte nicht den erhofften Vertrag über die ständige Zusammenarbeit zwischen den drei thüringischen Bezirken und Hessen zum Ergebnis. Trotz des Interesses der Bezirke und eines sich positiven Berichts von Dr. Ohse lehnte der DDR-Außenminister unser Ansinnen ab. Das war dann doch zuviel deutsch-deutsche Annäherung. Das Scheitern des geplanten Vertrages 1986 war für mich eine große Enttäuschung, aber kein Grund, auf verstärkte Kontakte zur DDR zu verzichten. Bereits 1987 unternahm die Mittelrheinische Gesellschaft zur Pflege der Kunst unter meiner Leitung eine Reise durch Thüringen und Sachsen-Anhalt, natürlich organisiert und beaufsichtigt durch das staatliche Reisebüro Intourist. Mein Wunsch nach einer Besichtigung von Schmalkalden wurde aus mir unverständlichen Gründen nicht genehmigt, hatte ich doch Schloss Wilhelmshaus noch von 1986 in bester Erinnerung, die Stadt damals allerdings nicht gesehen. Dass man uns Weißenfels in Sachsen-Anhalt nicht zeigte, wurde mir nach der Wiedervereinigung verständlich, denn Stadt und Schloss waren in einem grauenhaften Zustand und bereiten uns auch heute noch erhebliche Sorgen. Weniger verständlich war mir die Streichung der Stiftskirche von Gernrode als Reiseziel. Als ich darauf bestand, brach die Reiseleiterin in Tränen aus, beschwor mich, darauf zu verzichten, denn sie dürfe mich nicht dorthin führen. Sonst verlöre sie die Chance, westdeutsche Gruppen führen zu dürfen, müsse dann immer nur Russen betreuen, die ständig Alkohol auf ihren Zimmern tranken und diese verunreinigten. Schließlich fanden wir folgenden Kompromiss: Sie erklärte den folgenden Tag zum Ruhetag und wir fuhren ohne sie und ohne Wissen von Intourist nach Gernrode. In Dessau mussten wir uns das Bauhaus durch eine Stadtrundfahrt unter Leitung des Stadtarchitekten verdienen. Dieser bemühte sich intensiv, uns die besonderen Leistungen des DDR-Städtebaus nahe zu bringen. Wir sahen aber

nur öde Plattenbauten und fanden auch die Konsumläden und Kindergärten als nichts Besonderes.

Im folgenden Jahr 1988 wählte ich als Thema meines Seminars an der Universität Frankfurt die ländliche Baukunst in Hessen und Thüringen, vergab entsprechende Referate und beantragte eine mehrtägige wissenschaftliche Studienfahrt mit meinen Studenten nach Thüringen, die auch genehmigt wurde. Von der dortigen Fachwerkbaukunst waren wir begeistert, in den Städten Schmalkalden, Langensalza und Mühlhausen allerdings über den Bauzustand besorgt. Die Dörfer wirkten auf uns dagegen als besser gepflegt, wohl, weil es hier mehr Privateigentum gab. Schwierig war für uns die Verpflegung, da wir die Reise wegen der hohen Kosten in DM nicht mit Intourist machen wollten, für die im Zwangsumtausch erworbenen Ostmark jedoch in den Gaststätten kein Mittagessen bekamen, weil wir keiner Organisation der DDR angehörten. Die Studenten hatten sich aber für die ersten Tage Verpflegung mitgenommen, es wurde eben oft Picknick auch mit den erstandenen Lebensmitteln gemacht. Eine mitleidige Konditorsfrau gewährte uns in Mühlhausen gegen unter dem Ladentisch bezahlte DM Kaffee und Torte.

Im Jahr darauf erfolgte am 9. November – eigentlich in der deutschen Geschichte oft ein Unglücksdatum – die wundersame Öffnung der Grenzen. An eine Wiedervereinigung wagten wir aber immer noch nicht zu glauben, da wir fürchteten, dass die Siegermächte sie aus Angst um ein erstarkendes Deutschland ablehnen würden. Aber die stärkere Anlehnung zwischen Hessen und Thüringen sahen wir nun als möglich und so wurde knapp vier Jahre nach unserem gescheiterten ersten Versuch 1986 zur ständigen Zusammenarbeit in der Denkmalpflege der Vertrag im Januar 1990 durch meinen neuen Minister Dr. Gerhardt mit dem damaligen Generalkonservator der DDR Dr. Goralczyk abgeschlossen, dieser auch in den Vorstand unserer Stiftung berufen. Zur selben Zeit beschloss die hessische Landesregierung unter Ministerpräsident Dr. Wallmann eine Thüringen-

hilfe von jährlich 50 Millionen DM. Als ich meinen Minister fragte, welcher Betrag davon für den Denkmalschutz bestimmt sei, teilte er mir mit, dass dies nicht vorgesehen sei und erkundigte sich, wie viel ich denn für dringend erforderlich hielte. Als ich bescheidene 10 Prozent nannte, wurden tatsächlich vom Kabinett die 5 Millionen DM beschlossen. Noch im Januar 1990 schickte Minister Dr. Gerhardt Herrn Dr. Lettmann – damals Referatsgruppenleiter in seinem Ministerium – und mich nach Thüringen mit dem Auftrag, geeignete Förderprojekte auszuwählen. Sicher hatte er angenommen, wir würden Starckenkmäler wie die Peterskirche in Erfurt vorschlagen. Doch wir wollten den Bürgern von Erfurt zu ihrem Recht verhelfen. Diese hatten im Spätsommer 1989 gegen die Zerstörung des Andreasviertels durch eine breite Autostraße mit einer Lichterkette demonstriert, die Abbrüche in der Pergamentergasse gingen aber weiter. Im Frühjahr 1990 stoppten wir das zerstörerische Vorhaben, indem wir sieben leergezogene, zum Abbruch bestimmte Bürgerhäuser am Domplatz in der Einmündung der Pergamentergasse und an deren Ende an der Michaelisstraße durch neue Dächer sicherten, um damit den Trassenplan endgültig zu verhindern. Die Landesregierung wollte ursprünglich die hessische Treuhandgesellschaft mit der Durchführung der Hessenhilfe für die Baudenkmäler beauftragen. Ich konnte jedoch meinen Minister davon überzeugen, dass die Abwicklung über eine staatliche Institution das falsche politische Signal sei, und so wurde das private Architekturbüro Rittmannsperger ausgewählt, weil es als eines der ersten schon seit 20 Jahren für den Denkmalschutz tätig gewesen war und der Inhaber Mitglied der SPD war und ist, also kein Verdacht einer Begünstigung von Angehörigen der Regierungsparteien CDU und FDP aufkommen konnte.

In der damaligen Wiedervereinigungseuphorie hielten wir den wirtschaftlichen und denkmalpflegerischen Wiederaufbau der ostdeutschen Länder angesichts der Wirtschaftskraft von Westdeutschland für eine Angelegenheit weniger Jahre, teilten diesen überheblichen Optimismus auch mit der Bundesregierung, deren Wirtschaftsmi-

nister auf der Leipziger Messe 1991 die Angleichung der Lebensverhältnisse im Osten an den Westen in einem ähnlich kurzen Zeitraum für möglich hielt. Leider haben wir bis heute dieses Ziel noch nicht erreicht, was mich sehr betrübt, und ich denke, der Solidarpakt muss auch noch über das Jahr 2019 hinaus bestehen bleiben. Was hätte man doch mit den vielen Milliarden, die jetzt von den Banken verzockt worden sind, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und der Armut in den östlichen Bundesländern tun können! Sie werden übrigens von mir nie die Bezeichnung neue Bundesländer hören, denn Thüringen ist ein altes Land, von dem als neues Hessen 1265 abgespalten worden ist, deshalb haben wir auch gemeinsam den von uns liebevoll »Landeskatz« genannten steigenden Löwen im Landeswappen, wären auch bei einer Länderreform die idealen Partner für eine Fusion, denn uns verbindet die Geschichte, die waldige Mittelgebirgslandschaft und die Baukultur.

Die typische westdeutsche Überheblichkeit bewegte wohl auch uns, als wir zeigen wollten, wie schnell und handwerklich gut wir die sieben Häuser an der Pergamentergasse sanieren können. Dazu schlug ich auf Anregung von Herrn Rittmannsperger meinem Minister vor, die Erfurter Handwerker zur Hälfte in Westmark zu bezahlen und das noch vor der erst am 1. Juli 1990 erfolgten Währungsunion. Unsere Rechnung ging auf, denn als die Bauarbeiter merkten, dass sie sich mit ihrem Lohn erträumte Konsumgüter kaufen konnten, lohnte sich Arbeit für sie und sie bewiesen, dass Fleiß und handwerkliche Qualität kein Privileg der westdeutschen Kollegen sind. An jedem Wochenende setzte sich die Trabikolonnie nach Eschwege zum Einkaufen in Bewegung, auf der hessischen Seite auf vorzüglich ausgebauten Straßen, finanziert aus den sogenannten Zonenrandmitteln, von uns etwas belächelt wegen der für unwahrscheinlich gehaltenen Öffnung der Grenze. Auf der thüringischen Seite reihte sich Schlagloch an Schlagloch, so dass wir für unseren Dienst-Mercedes bald neue Stossdämpfer benötigten. Doch rasch verbesserten sich auch die Verkehrsverhältnisse und die hessische Straßenbauverwaltung

verlängerte die Autobahn über Herleshausen hinaus bis Eisenach. Als sie wegen der Einweihung eines Teilstücks vorübergehend gesperrt wurde, ich aber zu einem dringenden Termin mit der Bauabteilung der thüringischen Landeskirche nach Eisenach fahren musste, durften mein Fahrer Heinz Konrad und ich mit Genehmigung der Volkspolizei auf Feldwegen durch den Sperrgürtel der »Staatsgrenze« fahren und stellten uns die Maschinengewehrsalven vor, wenn wir dies ein Jahr zuvor gewagt hätten.

Welch großartige Zeit war es in der jungen Frische der Visionen und Hoffnungen, die sich freilich nicht alle erfüllten, aber doch zu großen Teilen. Vergleiche ich das heutige Erfurt mit dem von mir 1986 erlebten, so ist das oft verspottete Wort des Bundeskanzlers Helmut Kohl von den blühenden Landschaften Wirklichkeit geworden, trotz aller verbliebenen Probleme der noch nicht gelungenen Gleichstellung in den Lebensbedingungen von Ost zu West. Seit Januar 1990 war ich nun mehr in Thüringen als in Hessen tätig, so dass mich die FAZ als hessischen Außerlandeskonservator bezeichnete. Nach 24 Dienstjahren als hessischer Landeskonservator wirkte die Tätigkeit in Thüringen für mich wie eine Frischzellentherapie. Aus der Routine eines eingefahrenen Denkmalamtes mit neuem Gesetz, verstärktem Personal und Etat war die Mitwirkung beim Aufbau der Denkmalpflege in Thüringen eine neue Erfahrung mit neuen persönlichen Kontakten. Rudolf Zießler wurde zunächst Leiter der Arbeitsstelle Erfurt des Instituts für Denkmalpflege der DDR, dann, nach der erneuten Konstituierung des Freistaates Thüringen, dessen erster Landeskonservator und ich freue mich, dass er heute hier dabei sein kann. Mit ihm und dem Landeskonservator Dr. Magnus Backes begann eine Zeit fruchtbaren, freundschaftlichen Zusammenwirkens, denn auch Rheinland-Pfalz hatte eine Thüringen-Hilfe aufgelegt, desgleichen im südlichen Landesteil und bescheidener auch Bayern. Drei Bundesländer traten also als Freier um die schöne Braut Thüringen auf. Die Sicherung der sieben Häuser im Andreasviertel stieß zunächst auf den Widerstand eines Baukombinats, das sich darauf berief, ver-

traglich mit den Arbeiten beauftragt zu sein und die Hessenhilfe für sich beanspruchte. Am Runden Tisch fanden wir aber Unterstützung für unser Konzept. An die lebhaften Diskussionen in der vom ZDF in »Aspekte« aufgezeichneten und gesendeten Veranstaltung im »Roten Ochsen« denke ich heute noch.

Zum Aufbau neuer Dachstühle stellte Herr Rittmannsperger eine Liste der benötigten Hölzer auf und ließ diese in einem von Computern gesteuerten Sägewerk zuschneiden. Dadurch konnte in der für DDR-Verhältnisse unwahrscheinlich kurzen Zeit noch im März 1990 das Richtfest stattfinden. Es wurden Thüringer Rostbratwürste und Bier von der Klosterbrauerei in Eschwege geschenkt, gedacht allerdings nur für die Bauarbeiter und die offiziellen Gäste. Doch bald sprach sich das Ereignis rum und der Domplatz füllte sich mit Werkträgern im Blaumann, die einfach ihre Betriebe verlassen hatten. Rasch mussten wir Würste und Bier nachordern. Noch heute hängt in meiner Tischlerwerkstatt ein Schutzhelm mit der Aufschrift »Hessenhilfe«, den wir beim Besteigen der Gerüste aufsetzen mussten.

Weitere mit der Denkmalpflege ausgewählte Förderprojekte waren das Haus zum Weißen Kreuz und das Haus zum Guldernen Krönbacken. Aus keiner anderen Stadt Deutschlands kenne ich so viele stattliche Bürgerhäuser mit so phantasievollen Namen. Neben der Hessenhilfe konnten wir auch bald mit Spendengeldern der erst 1985 gegründeten Deutschen Stiftung Denkmalschutz helfen. Diese konnte sich in den Jahren bis zur Wiedervereinigung nicht recht entwickeln, doch dann kam unser Durchbruch, bei dem über Nacht die Zahl der privaten Förderer in die Höhe schnellte, bis heute sind es 160.000 Dauerspender, die besonderen Wert auf die Berücksichtigung der Kunstdenkmäler in den östlichen Bundesländern legten. Noch immer erbringen Spendenaufrufe für notleidende historische Bauten dort höhere Beträge als solche in Westdeutschland. Das westdeutsche Bildungsbürgertum wurde so der besonderen Verantwortung für das gefährdete kulturelle Erbe in Ostdeutschland gerecht und so konnten wir seit 1991 mit 807 Förderverträgen 382

Denkmale mit insgesamt 33.320.000 Euro bedenken. Dabei waren wir anfangs frei in der Verwendung der Mittel, die wir als einer der drei Destinatäre der Glücksspirale erhielten. Wir bedachten also den Osten mit 80 Prozent und den Westen lediglich mit 20 Prozent, ganz am dringendsten Bedarf orientiert. Seit einigen Jahren müssen wir jedoch diese Mittel auf Beschluss der westlichen Länder nach Aufkommen verteilen. Da in den östlichen Gebieten nur wenige ein Los der Glücksspirale kaufen, können wir zwar mit den Spenden teilweise ausgleichen, denn darin sind wir als eine Stiftung privaten Rechts frei, insgesamt aber leider nicht mehr so stark fördern, wie wir dies gern täten. Deshalb erlaube ich mir, auch in Thüringen für die Glücksspirale zu werben. Wenn Sie, verehrte Damen und Herren, auch nicht gewinnen sollten, die thüringischen Baudenkmäler gewinnen jedes Mal. Wenn bisher so wenige Bürgerinnen und Bürger im Osten Lose der Glücksspirale kaufen, obwohl doch eine lebenslange Rente von monatlich 7.500 € attraktiver als ein einmaliger Millionengewinn ist, dann liegt es zum einen an den geringeren Einkommen, zum anderen aber an der Skepsis gegenüber den Versprechungen unseriöser westdeutscher Werbeagenturen, die bei Kaffeefahrten abenteuerliche Gewinne versprechen und dann doch nur überflüssige Gegenstände aufschwätzen wollen. Überhaupt betrübte mich in den ersten Jahren, mit welcher Dreistigkeit manche westdeutschen Glücksritter die Ahnungslosigkeit insbesondere der ländlichen Bevölkerung ausnutzten. Da sah man niederländische Kraftwagen mit Anhängern hochbepackt mit alten Bauernmöbeln, die den Eigentümern zu viel zu niedrigen Preisen aber in der begehrten DM abgeschwätzt worden waren. Noch schlimmer waren jene Scheinfirmer, die nach Einführung der DM in den Dörfern mit den Hausbesitzern zu auffällig geringen Kosten die Außenrenovierung ihrer Häuser vereinbarten, dann mit deckenden Kunstharzfarben über alle Putzschäden hinweg einen Neuanstrich ausführten, und nach Auftreten erster neuer Schäden nicht mehr haftbar gemacht werden konnten, weil sie kein ordnungsgemäß angemeldetes Gewerbe darstellten, sondern sich dauernd umbenannten. Als ich nach mehrjähriger Unterbrechung im

Rahmen einer Spenderreise wieder einmal nach Mühlhausen kam, erwie mir Oberbürgermeister Dörbaum die Ehre, mich in das Goldene Buch einzutragen. Als ich nach dem Grund fragte, nannte er meine Warnung vor den Gaunern aus dem Westen, vor denen ich die Stadt gewarnt hätte mit dem Rat, bei jeder Firma, die ihnen goldene Berge versprach, sich zuvor bei der zuständigen Handwerks- oder Industrie- und Handelskammer nach der Seriosität zu erkundigen, wodurch Mühlhausen vor Reinfällen bewahrt geblieben wäre.

Die unselige Treuhand handelte wesentlich gutgläubiger, wohl auch gegenüber dem baukulturellen Erbe gleichgültig, als sie jedem hergelaufenen Hasardeur zu niedrigsten Kaufpreisen die enteigneten Schlösser anvertraute, wodurch größere Schäden durch unterlassene Bauunterhaltung über Jahre hinweg entstanden als zu DDR Zeiten, so dass der Nachholbedarf nochmals stieg und die Vermittlung an seriöse Bauherren erschwert wurde.

Dieses Benehmen mancher westdeutschen Landsleute beschämte mich, in den Städten der östlichen Bundesländer die noch in den Rathäusern sitzenden Seilschaften der SED, die zum Beispiel in den Standesämtern den Bürgerinnen und Bürgern rieten, aus der Kirche auszutreten, um die Kirchensteuern zu sparen. Es stimmt mich heute noch traurig, dass die Kirchen ihre Räume der Wendebewegung öffneten, bis auf den letzten Platz besetzt waren und heute am Sonntag meist so leer sind, die Jugendweihe stärker verbreitet ist als Erstkommunion oder Konfirmation. Undank ist der Welt Lohn, das können auch die Initiatoren der Wendebewegung sagen, die heute nahezu alle vergessen sind. Wer kennt denn heute noch Bärbel Bohley, das Neue Forum und andere Gruppierungen?

Da in der alten Bundesrepublik keiner ernsthaft an die Wiedervereinigung glaubte, gab es dafür auch kein Konzept und so wurden natürlich auch Fehler gemacht, wie die Durchführung von Kommunalwahlen vor einer Kommunal- und Gebietsreform. Nach der endlich wiedergewonnenen kommunalen Selbstverwaltung wies jeder

ehrenamtliche Bürgermeister ein Gewerbegebiet aus, das mit hoher Förderung erschlossen wurde, von uns als beleuchtete Schafwiesen bezeichnet, mit Laternen an asphaltierten Straßen, lediglich mit einer Tankstelle oder einer Imbissbude besetzt. Diese verbreiteten sich ähnlich stark und rasch wie die provisorischen Getränkemärkte und Gebrauchtwagen-Handlungen auf unbefestigten Wiesen am Ortsausgang. Bald aber wurden sie durch feste Gewerbeeinrichtungen ersetzt, die das Landschaftsbild beiderseits der Autobahnen veränderten. Leider hatte die Sondergebiets-AfA von 50 Prozent nicht den angestrebten Erfolg, führte häufig zu Scheininvestitionen über die beiden Abschreibungsjahre. Ich vermute, dass eine dauerhafte Reduzierung von Einkommens-, Lohn- und Umsatzsteuer mehr westdeutsche Firmen zu dauerhaften Niederlassungen in den östlichen Ländern angereizt hätte. Der größte Erfolg des Aufschwungs Ost aber waren Städtebauförderung und städtebaulicher Denkmalschutz des Bundes und des Freistaats Thüringen, die Erfurt und die vielen Residenzstädte mit ihren Schlössern und Kirchen wie einen Phönix aus der Asche aufstehen ließen zu einer Schönheit, wie sie sie in ihrer Geschichte noch nie besessen haben. Doch nicht um den erreichten Wohlstand allein geht es bei der Bilanz der Wiedervereinigung, noch mehr zählt für mich die geistige Freiheit in gesichertem Frieden innerhalb der europäischen Staatengemeinschaft, in der aus Erzfeinden wie Frankreich enge Freunde geworden sind. Mein ungetrübtes Glücksgefühl am heutigen Tag kann ich nicht besser ausdrücken als mit dem Text unserer Nationalhymne:

»Einigkeit und Recht und Freiheit für das Deutsche Vaterland,
danach lasst uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand.
Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand!
Blüh im Glanze dieses Glückes,
blühe deutsches Vaterland!«

Und das wünsche ich an diesem Tag besonders den Bürgerinnen und Bürgern dieses schönen Landes Thüringen!





v.l.n.r.: Erfurts Oberbürgermeister Andreas Bausewein, Ministerpräsident Dieter Althaus, Generalintendant Guy Montavon, Ministerin Birgit Diezel, Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, Prof. Dr. Gottfried Kiesow

Impressum

Herausgeberin: Thüringer Staatskanzlei, Abteilung Öffentlichkeitsarbeit, Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt

Fotos: Michael Voigt, Erfurt

Layout: <i-D> internet + Design GmbH & Co. KG, Weimar

Druck: Buch- und Kunstdruckerei Keßler GmbH, Weimar

